

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Von der Abhängigkeit

in Moskau die Tausende, die, zur Zarenkrönung gekommen, dort eine Schlacht auf Tod und Leben um ein Päckchen mit Süßigkeiten und einen blechernen Becher führten um einen Preis, für den keiner der Teilnehmer für sich allein auch nur einen zerrissenen Rod riskiert hätte. Uebrigens erzielt auch auf fröhlichem Gebiete die Psychologie der Massen ihre Wirkungen. Der Leutnant Hobson, der im letzten Kriege mit Spanien sein eigenes Schiff, den Meerimac, in die Luft sprengte, um die feindliche Flotte am Ausfahren aus dem Hafen von Santiago zu verhindern — dieser treffliche Leutnant ließ, als die Waffen schwiegen, die Musen für sich reden. Er veröffentlichte Schilderungen seiner Tat im Century Magazine, und um noch unmittelbarer zu wirken, bereiste er die Vereinigten Staaten und hielt in dichtgedrängten Versammlungen Vorträge — immer über seine Tat. Nach einem dieser Vorträge konnte eine Dame ihre Begeisterung nicht meistern: sie mußte Hobson küssen. Und nun küßten ihn alle Damen der erlesenen Zuhörerschaft. Und in allen anderen Städten wurde weiter geküßt. Die Kußepidemie war bei den sonst so zurückhaltenden Amerikanerinnen eine Wirkung der Psychologie der Massen. Jede einzelne war so tugendhaft, daß sie einen Kuß mit einer gerichtlichen Klage, einer Ohrfeige, einem Revolverschuß beantwortet hätte. Aber alle zusammen brannten vor Begier nach einem Kusse. „Die Senatoren sind wackere Leute, aber der Senat ist eine gefährliche Bestie.“

### Von der Abhängigkeit.

Eine Betrachtung von Georg Hermann (Friedenau).

Wie eine Schneeflocke, wie ein Regentropfen setzen wir irgend einmal, irgendwo vom Himmel herab, und dieser blinde Zufall des Seins mit allen seinen Beschränkungen ist das Erstaunlichste im Leben. Ist es nicht tragisch und lächerlich zugleich, daß ich gerade ich und kein anderer bin, von vornherein eingeeignet in einen Kreis, dessen Grenzen ich nie durchbrechen kann, unterjocht von Mächten, denen ich mich — ich mag sie anerkennen oder nicht — ohnmächtig und hoffnungslos ausgeliefert fühle? Trotz der tausend Voraussetzungen, auf denen mein Sein in der Gesellschaft und im Physischen sich aufbaut, fühle ich mich noch ganz und gar voraussetzungslos, nur auf mich angewiesen, gezwungen, jeden Schritt, jede Erfahrung mir selbst zu erkaufen. Niemand sagt mir etwas von Bedeutung; die sprachliche Mitteilung ist leere Konvention, sie deckt sich nicht mit den Begriffen und Empfindungen, verhält sich wie schülerhafte Uebersetzung zum Urtext. Was sagt mir das Wort: Schmerz, ehe ich ihn empfinden, und wie unzulänglich ist es, wenn ich ihn erkannt habe! Wie verschieden und unvereinbar malt sich ein Bild in verschiedenen Augen und Köpfen. Ich fand einmal in der Wohnung eines klugen Mannes folgende Inschrift über der Tür: „Viele der alten Ägypter verehrten die Krokodile als Götter, — einzelne hingegen nicht.“ So kann jeder Wert anderen als Unwert, jede Lust andern als Unlust erscheinen. Meine Erfahrungen können andern wenig oder nichts nützen, meine Schlüsse beweisen nichts, so wenig, wie mir die Schlüsse der andern etwas beweisen. Einzig für mich sind sie von Gültigkeit. Bei Lichte betrachtet, kümmert mich niemand und nichts in der Welt, als jenes erstaunliche Etwas, das eben ich bin und das kein anderer ist. All seine Erfahrungen, all seine Gesichte sind nur Teile von

ihm, in ihm ruht die Welt. Ein Außerhalb gibt es nicht. Es ist Alpha und Omega des Seins, das mit ihm beginnt und schließt. Und wenn zehn- und hundertfach der Lauf der Dinge ihm Unrecht gibt, daß Ich ist immer im Recht, ob es nun mit oder gegen den Strom schwimmt, ob es Festredner oder Quitsider beim Lebensbankett ist, ob es bejagt oder verneint. Für das Ich gibt es nicht die Meinung eines andern. Was soll ich an Wohlstand glauben, wenn ich hungre an Gesundheit, wenn ich krank bin an Freude und helle Tage, wenn ich kummervoll mich hinquäle? Aber meist läßt man die Dinge gehn, wie sie laufen wollen. Man macht sich nicht gerne Gedanken. Das Leben sorgt schon dafür, daß wir nur selten zur Besinnung kommen. Und dann ist es nicht nur in Indien, wie Rippling sagt, sondern auch anderwärts nicht lang genug dazu, um es damit zu verbringen, daß man nachwiese, es stände nichts an der Spitze der Dinge. Wir sind nur selten bei klarem Verstand und noch seltener aufrichtig genug, um den Schaum von tausenderlei Selbstbetrug wegzublafen. Die Stellen, wo Dichter und Seher ohne Umschweife sagen, wie es ihnen im Innersten ums Herz ist, sind zu zählen; selbst bei den Größten wohnt Verstellung und nur durch das Wort von Unmündigen, Narren und Wahnsinnigen sprechen sie von ihren letzten Erkenntnissen, gleichsam als ob sie sich schämten, sie auszudeuten oder in ihnen ernst genommen zu werden.

\*

Wir wissen nicht, wie die Dinge aussehen, wir sind nie in ihnen; wir wissen nur, wie sie uns erschene n. Drei Gruppen der Betrachtung gibt es, drei Perspektiven. Den Dingen gegenüber auf die Dinge herab, zu ihnen hinauf. Man kann auch das Leben aus der Froschperspektive sehen vom Boden — und das mag für andre Augen immerhin verzerrte Bilder geben. Gewiß, dieser Augenpunkt ist nicht der landläufige, ein anderer hat recht und behält recht. Es liegt mir fern, durch ihn Kritik zu üben, aus ihm Folgerungen zu ziehen, oder endlich Neues an die Stelle von Bestehendem setzen zu wollen. Aber weshalb nicht einmal der Gorgo in die Augen sehen, und weshalb nicht einmal das Wort ergeifern für eine Gruppe von Menschen, die eben allzu oft übergangen wird, weil sie abseits steht, und sich nicht einfügen kann, eine Gruppe, der Presse, Börse und Militär wesenlos ist, die am Leben leidet, sich ihrer Mission nicht bewußt wird? Diese Gruppe der Quitsider, der vom Leben Verflakten ist nicht so klein, wie man annimmt, mehr oder minder gehört ein Jeder zu ihr, findet man doch Niemand, der nicht meinte, daß gerade er in dieser Welt an einer falschen Stelle stände.

\*

In dem Korallenriff der Gesellschaft, des modernen Staates — den sie fertig vorfinden — gibt es für diese Quitsider keinen Platz, sie können sich nie in irgend einen Kreis einfügen, und wenn sie es tun, so begreifen sie nicht, wie man es auf die Dauer möglich machen könne. Das ewige Weiterrollen des Lebens mit seinem beharrlichen Stumpfsinn beängstigt sie. Es heißt soviel Mühe, und doch nutzlose Mühe. Sie finden es so schwer, auch nur das Kleinste zu etwelchem befriedigenden Resultat zu bringen. Man möchte sogar meinen, daß alles für die Vollendung die gleichen Schwierigkeiten bietet, ein zweifaches Saltomortale, ein Preis im Fußballspiel, und eine Geschichte des römischen Rechts. Eine Ueberfülle der Bewerber, eine Differenzierung jeglichen Materials zwingt bei all und jedem Wettbewerb zum Elbogentampf. Und sie

haben keine Lust zum Kampf. Was nützt es, man zwingt sie dazu! Auf Schritt und Tritt wirft ihnen das Leben seinen Fehdehandschuh hin, und ob sie ihn aufheben oder vorbeigehen wollen, ändert nichts am Ergebnis des Unterliegens. Ihr Unglück ist es, daß sie sich stets dessen bewußt sind, über das die Andern durch das gedankenlose Einerlei des Tages hinweggetäuscht werden.

Denn wir alle befinden uns von vornherein in einer Zwangslage; wir sind festgelegt für unser ganzes Leben, so wenig, wie wir aus unserer Haut herauskönnen, können wir den Kreis, der uns umzieht, durchbrechen. Mit der ersten Grundlage zu unserem Sein wird für die Dauer über uns entschieden. Man fragt uns nicht, ob wir auf die Welt kommen wollen, und anstatt sich der Verantwortung bewußt zu werden, verlangt man noch Dank von uns, daß man uns das Danaergeschenk des Lebens gegeben hat, das uns tausendfache Verpflichtungen, tausendfache Abhängigkeiten auferlegt und das wir — seiner müde — nicht einmal von uns abwerfen dürfen ohne das Gebäude der Umgebung zu erschüttern und ohne selbst es noch einmal in seiner ganzen schmerzhaften Heimtücke durchzukosten. Man zwingt uns; wir befinden uns stets in einer Notlage, können von den beiden Unholden Natur und Staat jede Minute Zwecken und Spielen aufgeopfert werden, die wir nicht kennen, die nicht die unseren sind, und mit denen wir nichts gemein haben wollen. Wir sind ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert und wenn sie uns jetzt nicht verschlingen, so geben sie uns nur eine Galgenstrick. Sie stellen uns unter Gesetze und fragen nicht, ob wir — die Einzelnen — sie auch gutheißen, sie schaffen Zustände und fragen nicht, ob wir — die Einzelnen — in ihnen bestehen können. Sie werfen uns in die Schanze, erschlagen uns, um kräftigeren Blak zu schaffen, düngen den Boden mit uns. „Feuer, Wasser und Staat kennen kein Mitleid!“ heißt ein albanesisches Sprichwort. Die Furcht vor dem Staatskörper ist allgemein; Niemand, ob schuldia oder schullos, mag gern mit Gerichten oder Behörden zu tun haben. Jeder fühlt instinktiv die Ueberlebensheit des Staates, das Wehrlose der eigenen Person. Der Staat ist ganz und gar unverantwortlich, mit ihm kämpfen, heißt in eine Rebellwand schlaen: er sanktioniert heute das, was er noch gestern strafte, er verbietet den Mord und hält uns an, Mörder zu sein, wenn es seiner Einsicht behagt. Er schafft Unolichkeiten über Ungleichheiten, er fordert Pflichten, fühlt sich aber nicht zu entsprechenden Gegenleistungen erbötig. Ob ich verhungere, oder nicht, ob ich unter elenden Bedinungen dahinsieche, oder nicht — stellt nur eine Verbesserung oder Verschlechterung seiner Statistiken dar. Er zwingt mich, einer Allgemeinheit zu dienen, einem schemenhaften Etwas, einem losgelösten Gedanken, der über allem steht, lehrt mich an eine Zukunft glauben mit der ich nichts mehr gemein haben werde. Er enteignet und enterbt, züchtigt und verbächtelt, und stellt Anforderungen, die er zum mindesten dem auten Willen des Einzelnen überlassen müßte. Er diktiert selbst einen Glauben, mischt sich in die intimsten Beziehungen des Menschen zum All. Er fordert Liebe, Verehrung, Unverletzbarkeit für sich. Der Staat bekämpft sogar die Natur — das andere Ungeheuer — indem er — ein Beispiel — die Polhaemie bestrafte, die Ehe sanktioniert, ihre Lösung überall zu verhindern sucht, und die aufrebeliche Nachkommenschaft unter Ausnahme Gesetze stellt, die ihnen die Möglichkeit der Konkurrenzfähigkeit unterbindet.

Selbst die ideellen Forderungen, die er stellt, sind ganz ungewöhnliche zu nennen: Liebe zur Staatsform, zum Herrscherhaus — wo ein solches vorhanden —, zu Vaterland; er fordert, wie in den Parlamenten so schön gesagt wird: „den Boden einer christlich-monarchischen Weltanschauung“, und er fühlt sich beleidigt, sobald man ihm bekennt, daß einem für seine Anforderungen die Fähigkeiten und Neigungen fehlen.

Man verlangt Bekenntnisse im Engeren von uns, und irgend eine Partei — staatsbehaltend, oder gar umstürzlerisch, oder vielleicht von der goldenen Mittelstraße her — fordert, daß wir uns ihr anschließen, und sie begreift nicht, daß wir Quitt für uns nicht in ihre Farben kleiden wollen, weder bejahen, noch verneinen, sondern die Prämissen anfechten. Das, was die Parteien lehren und glauben, ist diesen Seelen bage und sinnlos. Die innere Notwendigkeit des Staatsgedankens scheint ihnen nicht bewiesen, ebensowenig wie die Ziele, auf die diese Entwicklung — wenn eine solche überhaupt vorhanden ist, was noch offen steht — zusteuert.

Die Wissenschaft kennt ebensowenig die Marschroute der Natur, und wenn sie sie selbst kennen würde, nicht den Endzweck, das Ziel. Viele Denker sind zu dem Schluß gekommen, daß es für die Menschheit das Beste wäre, auszusterben. Die Wege sind verworren, unklar, sie werden wie in der Springprozeßion zu Eckternach zurückgelegt. Aber trotz alledem und alledem — es mag ja sein, daß Hegel Recht hat, wenn er den Staat als das Höchste hinstellt, das Menschengeschehen erfährt; und warum sollen wir nicht auch in der besten der Welt leben, wie irgend ein anderer einmal zu beweisen suchte? Es soll garnicht bestritten werden; es mag ebenso wahr sein, wie das, was hier vorgebracht wurde. Es kommt nur auf den Augenpunkt an. Es ist ja auch in sich völlig gleichwertig, ob wir in den Krokodilen Götter sehen oder Feinde, die stärker sind als wir; sie schnappen darum doch zu, wenn es ihnen behagt. Ob die blasse Furcht uns beten lehrt oder ob wir der Hoffnungslosigkeit in die leeren Augen starren, das ändert garnichts an den Geschehnissen. Ich sterbe an irgend einer Krankheit, ob ich nun der Arzt einen Namen gibt oder nicht. Ich bin gezeichnet, wie der Baum, der gefällt werden soll, schon im Augenblick meines Entstehens. Mein Leben ist eine Galgenstrick, und was es bietet, ist höchstens Hentesmahlzeit.

Wir gehen alle denselben Weg, sterben alle einen Tod. Unser ganzes Leben scheint uns darauf vorzubereiten, wenn auch die Dichter singen: „Leben ist Meister, Tod ist Geselle, steht an der Lüre ein Bettler, gebüdt . . .“ Wir könnten dieses Dasein nicht ertragen, wenn wir es nicht in Selbstbetrug und Vergessen hinbrächten. Der Strom Leide umflutet uns täglich und stündlich. Staat und Natur haben fürsichtig und lebenswürdig die Masken von Schönheit und Wohlthat vorgebunden, aber wenn wir uns in klaren Momenten nicht von ihnen täuschen lassen, so erkennen wir das ragende Gorgohaupt, das hinter ihnen lauert, und aus Furcht, zu versteinen, wagen wir nicht aufzublicken und träumen weiter. (Wir bringen diesen Artikel eines Pessimisten, um die elende Anschauung der Materialisten vor Augen zu führen, obwohl vieles wahr, ist der Ausblick trostlos unwahr. Wahrheit ist die göttliche Schönheits- und Unsterblichkeitslehre Carl Guters)

Die Redaktion